

ÜBERBLICK ZU LITERATURWISSENSCHAFTLICHEN THEORIEN/MODELLEN UND METHODEN (AUSWAHL)

1. ZUM THEORIE- UND METHODENBEGRIFF

Theorien und Methoden determinieren jede Form der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Literatur, sowohl in der Textkritik/Edition und Literaturgeschichtsschreibung als auch bei der Analyse und Interpretation.

Eine **Theorie** (grch. *theorein* – beobachten, untersuchen; *theoría* = Untersuchung, Forschung) ist zunächst die stringente, schlüssige und übertragbare Verknüpfung bestimmter Grundannahmen und Thesen. In der Literaturwissenschaft wird der Begriff Theorie häufig unpräzise verwendet, oft werden schon Methoden oder interpretatorische Ansätze als Theorien bezeichnet.

Methode (grch. *méthodos* = Weg auf ein Ziel hin) lässt sich allgemein definieren als der Weg, der zur Lösung einer Frage gewählt wird. In der Literaturwissenschaft werden als Methoden einerseits Untersuchungsverfahren bezeichnet, die auf Literaturtheorien mit expliziten Erkenntniszielen und klar definierter Terminologie gründen, andererseits aber schon im weiteren Sinne regelgeleitete und nachvollziehbare Vorgehensweisen.

In der Regel verweisen Bezeichnungen der einzelnen Theorien, Ansätze oder Richtungen der Literaturwissenschaft jeweils sowohl auf eine theoretische als auch auf eine methodisch-praktische Seite.

Grundsätzlich beruht jede Aussage über literarische Texte auf bestimmten Vorannahmen über Literatur. Wissenschaftlichen Untersuchungen literarischer Texte liegen also immer **Literaturbegriffe** bzw. **Konzepte/Theorien der Literatur** zugrunde. Sie beinhalten u. a. Annahmen darüber, **was Literatur ist, wie sie wirkt** oder in welchem **Verhältnis sie zu außerliterarischen Kontexten** steht (z. B.: Ist Literatur in Produktion und/oder Rezeption autonom, also selbstbestimmt, oder ist sie auf Gesellschaft, Realität oder Geschichte bezogen, also fremdbestimmt?). Außerdem gibt das jeweils zugrundegelegte Konzept Vorstellungen von der **Sinnhaltigkeit** literarischer Texte vor (z. B.: Wird von diachron stabilen oder zeitlich sich wandelnden Bedeutungen ausgegangen? Soll ein originärer, eigentlicher Sinn ermittelt werden oder wird von mehreren konkurrierenden Bedeutungszusammenhängen ausgegangen? Steht der von Autor oder Autorin intendierte Sinn im Vordergrund oder geht es um die Prognose oder Beobachtung der Sinnkonstruktion durch Rezipienten?).

Entsprechend den Vorannahmen können **Texte, Kontexte, Autoren/-innen** oder **Leser/-innen** im Zentrum der wissenschaftlichen Auseinandersetzung stehen.

Literaturwissenschaftliche Theorien/Ansätze und Methoden erleichtern den Umgang mit Texten, indem sie **Fragestellungen** und **Erkenntnisziele** vorgeben, eine (präzise) **Terminologie** zur Verfügung stellen und **Kategorien** liefern, mit denen Beobachtungen an Texten oder herangezogene Materialien und Informationen strukturiert werden können. Damit erhöht der Rückgriff auf Theorien/Ansätze und Methoden auch die **Nachvollziehbarkeit, Transparenz** und **Kommunizierbarkeit** von Untersuchungen und Ergebnissen. Freilich sollte bei schematisiertem Vorgehen die Eigenheit eines Textes nicht aus dem Blick geraten.

Von ihren Anfängen im 19. Jahrhundert bis ins 20. Jahrhundert hinein dominierten positivistische und geistesgeschichtliche Ansätze die deutsche Literaturwissenschaft, ab der Mitte des 20. Jahrhunderts traten zunehmend formzentrierte Ansätze (werkimmanente Interpretation, Strukturalismus) in den Vordergrund. Etwa seit den 1970er Jahren ist ein **Methodenpluralismus** zu beobachten.

2. EINZELNE THEORIEN/ANSÄTZE UND METHODEN

Positivismus

Angesichts der wachsenden Bedeutung der Naturwissenschaften etablierte sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die positivistische Literaturwissenschaft, die das Fach bis ins frühe 20. Jahrhundert prägte.

Als Gegenbewegung zu den Grundauffassungen und Erkenntniszielen von Theologie und Metaphysik und nach naturwissenschaftlichem Vorbild orientierte sich der Positivismus an beobachtbaren **Fakten**. Es ging nicht darum, Dinge (spekulativ) in und aus ihrem Inneren zu verstehen, sondern die Gegenstände zunächst **objektiv** in ihrer Erscheinung zu erfassen – zu **beobachten** also –, **exakt** zu beschreiben, Zusammenhänge zu rekonstruieren und dem **Kausalitätsprinzip** folgende, **überprüfbare** (also auch die analoge Wiederholbarkeit der Verfahren gewährleistende) Gesetzmäßigkeiten zu identifizieren. Vorbildhaft hierfür waren die Arbeiten des französischen Soziologen AUGUSTE COMTE (1798-1857).

Der französische Historiker und Philosoph HIPPOLYTE TAINÉ (1828-1893) applizierte das positivistische Paradigma insofern auf die Literatur, als er von einer Determiniertheit literarischer Texte durch biologische, soziale und historische Bedingungen ausging. Der Hauptvertreter der deutschen positivistischen Literaturwissenschaft **WILHELM SCHERER** (1841-1886) formulierte in vergleichbarer Weise einen Zusammenhang zwischen dem ‚**Erlebten, Ererbten und Erlernten**‘ und der Literatur; nur die Kenntnis der Biographie von Autor oder Autorin, der Produktionsumstände und ggf. der Quellen ermögliche die Erkenntnis eines Werkes.

Die Praxis der positivistischen Literaturwissenschaft bestand entsprechend vor allem in der sog. **biographischen Methode** (Biographismus) sowie in der **Quellenforschung**. Es entstanden u. a. umfangreiche **Autorenbiographien**, anhand derer die literarische Produktion nachvollzogen wurde und kausale Rückschlüsse auf literarische Werke ermöglicht werden sollten. Besonders hervorzuheben sind die nachhaltigen Verdienste der positivistischen Literaturwissenschaft im Bereich der **Textkritik und Edition**. So wurden nach wissenschaftlichen Verfahren Werkausgaben mit kritischen Texten, Kommentaren und Informationen zu Quellen und der Wirkung literarischer Werke erarbeitet.

Die akribische, um Vollständigkeit bemühte Sammel- und Archivierungstätigkeit brachte außerdem hilfreiche **Lexika** hervor und beförderte Forschungen im Bereich der **Stoff- und Motivesgeschichte**.

Hermeneutik

Der Begriff Hermeneutik (grch. *hermeneúein* = aussagen, verkünden, übersetzen, erklären, auslegen; *Hermeneutike techné* – Kunst der Auslegung und Übersetzung) bezeichnet die Theorie und Methodik des **Verstehens** und plausiblen **Interpretierens** von Texten (i.w.S. auch die Theorie des Verstehens allgemein). Entsprechend liegt die Annahme zugrunde, dass Texte einen Sinn haben bzw. dass sich interpretatorisch ein Bedeutungszusammenhang für einen literarischen Text konstruieren lässt.

Das Ziel der Interpretation kann in der **Ermittlung kohärenter Bedeutungen** von Texten, der **Rekonstruktion dezidiert historischer Bedeutungen** oder auch im **Verstehen von Autor/Autorin oder Epoche** bestehen. Vor einer philosophischen Folie kann das Ziel des Textverstehens auch in der **Veränderung des eigenen Horizonts** (Horizontverschiebung) liegen.

Das Modell für das Verstehen ist der sog. **hermeneutische Zirkel**. Er dient der Veranschaulichung des hermeneutischen Verfahrens als einer Kreisbewegung zwischen zwei

Polen – etwa zwischen dem Ganzen und seinen Teilen (z. B. Buch und Kapitel, Einzeltext und Werkzusammenhang), zwischen Anfangshypothese/Vorurteil/Vorverständnis und Text/konkreter Textgestalt/Einzelementen des Textes, zwischen Subjekt und Objekt. Zwischen diesen Polen vollziehen sich abwechselnd Bewegungen der Synthese (Hypothesenbildung, Herstellung von Gesamtdeutungen) und der Analyse (die Hypothesen modifizierende Betrachtung der Teile [z. B. Textkapitel, grammatische Strukturen usw.]).

Da das Verständnis des Ganzen und das Verständnis der Teile zu jeweils wechselseitigen Modifikationen führen, kann man auch von einer hermeneutischen **Spirale** ausgehen: Wird das Vorverständnis des Ganzen in der Analyse mit den Teilen konfrontiert, determiniert die Anfangshypothese nicht nur das Verständnis der Teile, sondern resultieren aus der genauen Betrachtung der Teile neue Deutungsaspekte und Fragestellungen, die wiederum auf die Interpretation des Ganzen zurückwirken. Das Verstehen kehrt also – im Modell gedacht – nicht wieder zum Ausgangspunkt zurück.

Das hermeneutische Paradigma hat in seiner **Geschichte** nicht nur die Literaturwissenschaft, sondern auch die Philosophie und Theologie beeinflusst.

Die Wurzeln der Hermeneutik liegen in der **Antike**. Die Werke HOMERS oder HESIODS beispielsweise wurden einerseits auf ihren Wortlaut und ihre sprachliche Gestalt (Wörter, grammatisch-syntaktische Strukturen, Bedeutungen – *sensus litteralis*), andererseits auf einen übertragenen Sinn, auf mehrfache Wortbedeutungen (*sensus allegoricus*) untersucht.

Die **Bibelhermeneutik** (besonders AUGUSTINUS VON HIPPO [354-430]) erweiterte das Konzept verschiedener Sinnebenen (vierfacher Schriftsinn): Neben dem wörtlichen (literalen) und allegorischen Sinn wurden dem biblischen Text (aber auch heidnischen Texten, der Geschichte und der Natur) ein moralischer Sinn (*sensus moralis*) und schließlich ein anagogischer Sinn (*sensus anagogicus*) zugeschrieben.

Der Reformator **MARTIN LUTHER** lehnte die Idee der Mehrfachcodierung der Bibel ab und griff damit auch die Deutungshoheit der Kirchenlehrer an. Er plädierte für eine intensive Auseinandersetzung mit dem biblischen Text und dessen wörtlichem Sinn, die das Ganze der Bibel im Blick behält bei der Betrachtung der Einzelstellen, also die Einzelstelle im Zusammenhang des Gesamttextes liest, was ansatzweise dem Bild des hermeneutischen Zirkels entspricht.

Die **romantische Hermeneutik** des späten 18. und des 19. Jahrhunderts kultivierte die Unmöglichkeit adäquaten, restlosen Verstehens. Im Zusammenhang mit der Idee einer „progressiven Universalpoesie“ wird der literarische Text hier zum Ausgangspunkt für unendlich viele interpretatorische Spiele des Lesers, der dabei ebenso am Text wirkt wie der Autor bei dessen Produktion (**Sympraxis**). Der Theologe und Philosoph **FRIEDRICH SCHLEIERMACHER** (1768-1834) ging von einem zweiteiligen Interpretationsverfahren aus: Einerseits müsse ein Text durch Einfühlung in den Autor **psychologisch** interpretiert werden; andererseits müssen die **sprachlich-grammatischen** Strukturen untersucht werden, um das auf Einfühlung gründende ‚divinatorische‘ (seherische) Verstehen mit dem (individuellen) Sprachgebrauch des Autors abzusichern. Zugleich ermöglicht die grammatische Interpretation ein Verstehen des Textes über den Autor hinaus, da die sprachlichen Strukturen allgemein verfügbar und historisch veränderlich sind.

Als eine Gegenbewegung zum Positivismus etablierte sich ab dem ausgehenden 19. Jahrhundert die **geistesgeschichtliche Literaturwissenschaft**, die besonders in den 1910er und 1920er Jahren das Fach entscheidend prägte. Basierend auf der Unterscheidung zwischen *erklärenden* Naturwissenschaften und *verstehenden* Geisteswissenschaften konzipierte **WILHELM DILTHEY** (1833-1911) die Auseinandersetzung mit Literatur

als das „Nachfühlen fremder Seelenzustände“. Verstehen heißt hier Miterleben durch Einfühlung. An die Stelle des kausalen Erklärens tritt das Verstehen von Zusammenhängen, die sich einer bloßen Kausalität und Objektivierbarkeit entziehen.

Dabei geht es nicht nur um das Verstehen von Texten oder Autoren, sondern auch um das weiterreichende Verstehen von Epochen und dem jeweiligen Zeitgeist. Durch diese philosophische Ausrichtung erfährt die Literatur eine Aufwertung zum Medium des **Geistes einer Epoche**. Dies verhalf der deutschen Literaturwissenschaft aus einer Krise heraus, in die sie durch die Konzentration der positivistischen Forschung auf Textkritik und Edition, auf die Rekonstruktion von Werkgeschichten und Biographien geraten war.

Die Problematik der geistesgeschichtlichen Literaturwissenschaft liegt u. a. in partiell spekulativen Tendenzen der entworfenen komplexen Zusammenhänge und in der Gefahr, vor der Folie des Zeitgeistes Unverständliches oder Widersprüchliches zu planieren, da im Verstehen Autor, Leser und das Werk mit dem in ihm ausgedrückten Geist der Epoche gewissermaßen zur Deckung kommen sollen.

Die Ausrichtung des Textverstehens auf die Ideengeschichte und überindividuelle Zusammenhänge führte zu Publikationsformen wie **Monographien** und geistesgeschichtliche **Überblicksdarstellungen**.

Bei **MARTIN HEIDEGGER** (1889-1976) erlangte das Verstehen eine existenzielle Funktion als Art und Weise des **In-der-Welt-Seins**, da alles in Sprache gefasst und durch Sprache vermittelt sei, man somit nur verstehend in der Welt sei und das Verstehen von Sprache einem erst die Welt erschließe. Der Schwerpunkt von HEIDEGGERS Ansatz liegt auf der philosophischen Erkenntnistheorie, die allerdings durchaus Konsequenzen für die Theorie des Verstehens literarischer Texte hat: HEIDEGGER relativiert die Objektivität des Erkennens und betont den Einfluss des eigenen Verstehenszugangs. Die Kreisbewegung des Verstehens hängt von den **individuellen Vorbedingungen** ab. Es besteht eine grundsätzliche Distanz zwischen dem zu verstehenden Gegenstand und dem, als was der Interpret ihn schließlich versteht.

HANS-GEORG GADAMER (1900-2002) wies der Literatur die Funktion zu, fremde Horizonte zu erfahren und den eigenen **Horizont zu verändern/verschieben**. Die Konfrontation des Texthorizontes mit dem Horizont des Interpreten verändert den Text selbst in seinem Sinngehalt. Zumindest idealerweise wird eine **Horizontverschmelzung** angestrebt, also die Annäherung der Horizonte bis zur Deckung; da die unterschiedlichen Horizonte sich gegenseitig und damit auch das jeweils neuerliche Aufeinandertreffen und sich daraus ergebende Fragen modifizieren, lässt sich der hermeneutische Prozess nicht abschließen (→ hermeneutische Spirale).

Werkimmanente Interpretation

Nach einer Phase völkisch ausgerichteter Literaturwissenschaft, in der Literatur unter nationalhistorischem Aspekt gelesen und in nationalistischem wie antisemitischem Sinne pädagogisch gebraucht wurde, wurde die (westdeutsche) Germanistik der Nachkriegszeit bis in die 1960er Jahre von der werkimmanenten Interpretation dominiert. Ansätze zu dieser literaturwissenschaftlichen Richtung hatte es bereits in den 1910er und 1920er Jahren gegeben.

In der Tradition der Hermeneutik stehend, wertete die Werkimmanenz die Interpretation wieder zur Hauptaufgabe des Faches auf. Allerdings setzte das Verstehen bei der spezifisch formalen, ästhetischen Qualität der Literatur an und nicht bei Kontexten wie etwa der Autorbiographie, Literatur- oder Sozialgeschichte. Geistes- oder ideengeschichtliche

Hintergründe sollten eine nur passagere Rolle spielen. Dieses Verfahren versprach eine überzeitliche, ahistorische und vor allem ideologiefreie Perspektive.

Literarische Texte als **autonome, in sich geschlossene Kunstwerke** sollten allein aus sich heraus verstanden werden. Der Geist, die Idee des Textes ergebe sich aus seiner Sprachkunst, die genau nachzuvollziehen und ‚behutsam‘ zu beschreiben sei, „dass wir begreifen, was uns ergreift“, wie es **EMIL STAIGER** (1908-1987) in *Die Zeit als Einbildungskraft des Dichters* (1939) formulierte. Die Ergebnisse dieser subjektiv geprägten Herangehensweise sollten aber durchaus anhand der Erkenntnisse, die die Literaturwissenschaft zuvor gewonnen hatte, überprüft werden.

Auch **WOLFGANG KAYSER** (1906-1960, u. a. *Das sprachliche Kunstwerk*, 1948) verstand Literatur als autonom. Stärker noch als STAIGER betonte er die **Kohärenz** des literarischen Kunstwerks, seine **sprachliche Einheit** und **Abgeschlossenheit**. Diese **Stimmigkeit** des sprachlichen Gefüges gelte es bei der Untersuchung von Texten herauszuarbeiten. Dazu wurde ein umfangreiches Instrumentarium zur Analyse von z. B. Aufbau/Komposition, Stil, rhetorischer Gestaltung, Gattungsspezifika (z. B. Metrik) genutzt und zu Teilen neu entwickelt.

Das entscheidende Verdienst der werkimmanenten Interpretation liegt in der Erarbeitung dieser Verfahren **intensiver Textarbeit** (ähnlich dem *close reading*). Als problematisch wurde schließlich die Ausblendung historischer, sozialer oder auch politischer Kontexte gesehen, die beispielsweise ganze literarische Strömungen (z. B. Junges Deutschland) aus der literaturwissenschaftlichen Betrachtung ausschloss.

Psychoanalytische Literaturwissenschaft

Für die psychoanalytische Literaturwissenschaft können drei grundsätzliche Richtungen unterschieden werden: autorbezogene, leserbezogene und die Figurenpsychologie.

Aus der **autorbezogenen** Perspektive werden die **Autorpsyche** und die **Produktion von Literatur** untersucht. Texte werden dabei als Ausdruck des Unter- oder Unbewussten der Autoren gelesen, deren Traumata oder verdrängte Probleme und Sehnsüchte etwa im literarischen Prozess sublimiert oder ersatzhalber durchlebt werden. Auch Schaffensbedingungen können hier eine Rolle spielen. Ferner geht es um die Klärung der grundsätzlichen Frage, wie aus Phantasie Kunst wird.

Auch an der Erforschung der **Rezeption von Literatur** hat die Literaturpsychologie Anteil. Literatur wird hier zum Beispiel als Spielraum für Probe-/Ersatzhandeln gesehen, in den Leser ihre eigenen Lebenserfahrungen und Phantasien projizieren und dabei als problematisch empfundene, evtl. unterdrückte Phantasien ersatzhalber durchleben und akzeptieren können. Die Literaturwissenschaft geht hier teilweise empirisch vor, indem reale Leser auf ihre Assoziationen zu bestimmten Texten befragt werden.

Bei der **Figurenpsychologie** werden Analyse- und Interpretationsmuster aus der Psychoanalyse oder Persönlichkeits- und Verhaltenskonzepte aus der Psychologie herangezogen, um den Charakter oder das Verhalten von Figuren (und Figurenkonstellationen oder Handlungsverläufe) in literarischen Texten psychologisierend zu interpretieren. Dies bietet sich besonders bei Texten an, die unter dem Einfluss der Psychoanalyse entstanden sind.

Der Vater der psychoanalytischen Literaturwissenschaft ist **SIGMUND FREUD** (1856-1939, z. B. *Die Traumdeutung*, 1900), der versuchte, die Vorgänge in der Psyche systematisch beschreibbar und verstehbar zu machen. Dazu untersuchte er etwa Beschreibungen seiner Patienten von ihren Träumen und Phantasien auf Auffälligkeiten wie Bildverschiebungen (Metonymien), Bildverdichtungen (Metaphern) oder Symbole hin, um ausgehend davon einen tiefer liegenden Sinn neben dem rein wörtlichen zu rekon-

struieren, was er als ein unabschließbares interpretatorisches Spiel begriff. Im Grunde handelt es sich hier um ein texthermeneutisches Verfahren (PAUL RICŒUR hat entsprechend den Begriff Tiefenhermeneutik für die Suche nach einem Subtext hinter dem vordergründig Ausgesagten geprägt).

FREUD untersuchte auch literarische Texte aus psychoanalytischer Perspektive, z. B. E.T.A. HOFFMANN'S *Der Sandmann* und WILHELM JENSENS *Gradiva*, und gab damit selbst die Übertragung der Techniken der Psychoanalyse auf die Analyse und Interpretation literarischer Texte vor. Darüber hinaus hat er sich mit Fragen der **Produktion von Literatur** beschäftigt (z. B. in *Der Dichter und das Phantasieren*, 1908).

Strukturalismus

Der Strukturalismus als erkenntnistheoretischer Ansatz und als Methode prägte einen bestimmten **Literaturbegriff** und damit einhergehende **Verfahren** und **Instrumentarien** der Textanalyse.

Ausgehend von den linguistischen Konzepten FERDINAND DE SAUSSURES (1857-1913, *Cours de linguistique générale*, 1916 posthum) rückt die sprachlich-strukturelle Seite der Literatur ins Zentrum der Betrachtung. DE SAUSSURE differenziert die Sprache nach **langue** und **parole**, also nach dem abstrakten, allgemein verfügbaren, überindividuellen Sprachsystem einerseits und dem konkreten, aktualisierenden Gebrauch der Sprache andererseits. Außerdem bestimmt er das Verhältnis von Signifikant (Zeichenkörper) und Signifikat (Zeichenbedeutung) als **arbiträr**, also willkürlich. Signifikanten sind nicht natürlicherweise Signifikate inhärent. Die Bedeutung eines Zeichens hängt von dessen Position im System Sprache und den **Relationen** zu anderen Zeichen ab – also vom paradigmatischen Gegeneinander (Oppositionen), vom syntagmatischen Miteinander (Kombinierbarkeit) sowie vom differenten und differenzierenden Gebrauch von Zeichen (**Differenzprinzip**).

Mit dem russischen Formalismus (u. a. ROMAN JAKOBSON [1896-1982]) etabliert sich die Vorstellung, dass sich Literatur durch **systematische Abweichungen von der Alltagssprache** auszeichnet und als Normbruch wahrgenommen wird. Indem literarische Texte so auf ihr Textsein verweisen, sind sie zudem **selbstreferentiell**.

Literarische Texte werden als autonome Zeichenkomplexe auf ihre (sprachlichen) Strukturen hin untersucht und nicht aus z. B. biographisch-positivistischer, einführend-subjektiver oder historischer Perspektive interpretiert; das hermeneutische Primat der Bedeutung und des Verweizens auf Außertextliches wird gebrochen. So werden entsprechend u. a. die Syntax, Wortstellungen, Wortklassen, Polysemien, phonetische Strukturen (z. B. Lautspiele), binäre Codierungen (Oppositionen) analysiert.

Die **Struktur** (lat. *structura* = Gefüge, Ordnung, Aufbau) ist dabei jeweils keine beobachtbare Eigenschaft des Textes, sondern ein **modellhaftes Konstrukt**, das an Texte angelegt wird, um die Ordnung des Textes als Beziehungsgeflecht von Einzelelementen untereinander und in ihrer Funktion bezogen auf das Ganze zu rekonstruieren.

Das Strukturkonzept wurde u. a. auch in der Erzähltheorie genutzt (z. B. durch GÉRARD GENETTE) und wirkte neben der Linguistik und Literaturwissenschaft auch in anderen Disziplinen (z. B. der Ethnologie [CLAUDE LÉVI-STRAUSS] und der strukturalen Psychoanalyse JACQUES LACANS). Das Verdienst des Strukturalismus kann in der Verwissenschaftlichung der Textanalyse gesehen werden; einseitig ist dagegen die Reduktion des Textes auf einen Komplex von Zeichenbeziehungen und die Ausblendung etwa der Diskurse, an denen literarische Texte, Autoren und Leser partizipieren.

Poststrukturalismus

Der im Kontext der linken Bewegungen in den späten 1960er Jahren in Frankreich entwickelte Poststrukturalismus, der seit Ende der 1970er Jahre auch in der deutschen Literaturwissenschaft etabliert ist, kann als **Radikalisierung des Strukturalismus** gesehen werden. Er hat Eingang in verschiedene Disziplinen gefunden, so in die Philosophie (u. a. MICHEL FOUCAULT, JACQUES DERRIDA, GILLES DELEUZE), Soziologie (JEAN BAUDRILLARD), Psychoanalyse (u. a. JACQUES LACAN) und Literaturwissenschaft.

Die strukturalistische Annahme, dass Bedeutungen nur das Ergebnis von Differenzprozessen im Zusammenspiel der Zeichen sind, bleibt zwar bestehen, allerdings wird nicht mehr von der systemimmanenten Fixierbarkeit von Signifikanten an bestimmte Signifikate ausgegangen, sondern die **Eigendynamik der Signifikanten** wird stärker betont. Signifikanten verweisen demnach nicht auf Signifikate, sondern immer wieder auf Signifikanten – in **unendlicher Semiose**.

Das Ziel der poststrukturalistischen Praxis besteht entsprechend nicht in der Konstruktion fixierbarer Bedeutungen, sondern gerade in der Verweigerung einer reduzierenden Verknüpfung von Signifikanten mit bestimmten Signifikaten.

Entsprechend versucht man auch an gesellschaftlichen Zeichengebildenen/Codes **subversive** Zeichenbewegungen offen zu legen, die aus der Überschneidung verschiedener Codes in einzelnen Zeichen resultieren und dadurch feste Codes sprengen.

Der Poststrukturalismus lehnt zudem den Objektivitätsanspruch des Strukturalismus ab, da wissenschaftliche Aussagen generell an Diskurse gebunden und gesellschaftlich funktionalisierbar seien.

Außerdem hat der Poststrukturalismus einen bestimmten **Subjektbegriff** geprägt: Das Subjekt ist ein Produkt von Zeichenprozessen, es ist sich selbst nur sprachlich gegeben und wird von Sprache (oder generell: Kultur) determiniert; damit stellt es keine Einheit dar und hat keinen fixierbaren Ursprung. Dies macht es gewissermaßen zu einem **literarischen Subjekt**, das seinerseits ein rein sprachliches Konstrukt ist.

Die poststrukturalistische Literaturwissenschaft ist **antihermeneutisch**. Das Ziel der Auseinandersetzung mit einem literarischen Text ist hier die **dissémination** (DERRIDA), also die Sinnauflösung, Sinnzerstreuung – gegen die Fixation von Sinneinheiten. Betont wird das Miteinander- und Gegeneinanderspielen der Zeichen ohne einen semantischen Fixpunkt. Texte werden außerdem **gegen den Strich** und dezidiert gegen den Autor – gegen seine Intentionen und seine Autorität – gelesen (vgl. ROLAND BARTHES' Diktum vom „**Tod des Autors**“).

Problematisch ist der Poststrukturalismus bisweilen wegen seines Jargons, wegen mangelnder Verständlichkeit oder wegen Verfahren, die etablierten Konzepten von Wissenschaftlichkeit nicht entsprechen.

Dekonstruktivismus

Der Begriff Dekonstruktion wird häufig als Synonym für Poststrukturalismus gebraucht, stellt aber vielmehr eine Spielart des Poststrukturalismus dar, die in den 1980er und 1990er Jahren stark in der Literaturwissenschaft rezipiert wurde und mittlerweile in Positionen wie z. B. die feministische Literaturtheorie, die psychoanalytische Literaturwissenschaft oder die Postcolonial Studies integriert worden ist. Der erste und wichtigste Denker der Dekonstruktion war **JACQUES DERRIDA** (1930-2004); ihre Applikation auf die Literaturwissenschaft betrieben vor allem die sog. **Yale Critics** (u. a. HAROLD BLOOM, PAUL DE MAN).

Die Praxis der Dekonstruktion besteht vor allem in subversiven Lektüren. Es handelt sich hier um literaturkritische Verfahren – *literaturkritisch* deshalb, weil es nicht um die kohärente Interpretation von Texten geht und sich der Ansatz prinzipiell einer wissenschaftlichen Systematik entzieht.

Der Neologismus *Dekonstruktion* verbindet *Destruktion* und *Konstruktion*. Einerseits demonstrieren dekonstruktivistische Lektüren tradierte Begriffsordnungen und Denkmuster des logozentrischen abendländischen Denkens, suchen dezidiert nach einem Text immanenten **Widersprüchen, Bedeutungsüberlagerungen und Bedeutungsüberschüssen** und fokussieren marginalisierte, in etablierten Lesarten periphere Aspekte (**Dezentrierung**). Andererseits sind gerade diese Verfahren ohne die bestehenden Begriffs- und Denkkordnungen nicht möglich. Außerdem ergeben sich zwar keine kohärenten Textinterpretationen (sie werden auch nicht angestrebt), aber zumindest Konstrukte, die einen Text quasi auf einer Metaebene erfassen – als vieldeutigen Komplex, der interpretatorisch nicht erfassbar ist. Nach DE MAN unterliegen literarische Texte einer Tendenz zur Selbstdekonstruktion durch ihre sprachliche und rhetorische Struktur, die sie letztlich unlesbar macht. Literarische Texte bilden auch keine in sich geschlossenen, stimmigen Einheiten und unterliegen als sprachliche Gebilde (vor allem als Schriftgebilde) nicht allein den Intentionen des Autors.

Intertextualitätstheorien

Intertextualität meint allgemein das Bezogensein v.a. literarischer Texte auf andere (auch nicht-literarische) Texte. Texte entstehen demnach in Abhängigkeit von anderen, haben Ähnlichkeiten oder weichen gezielt voneinander ab und liefern damit evtl. auch Verstehenszugänge für Leser.

Man kann grundsätzlich zwei Richtungen von Intertextualitätstheorien unterscheiden: deskriptive und ontologische.

Deskriptive Intertextualitätstheorien systematisieren herkömmliche offensichtliche Bezüge zwischen Texten – bewusste **Zitate, Anspielungen** oder **Bezugnahmen**, die die jeweiligen Prätexte leicht erkennen lassen.

Auch GÉRARD GENETTES Versuch einer **Typologie** zur Beschreibung intertextueller Bezüge gehört in diese Kategorie. Er unterscheidet Zitat, Paratextualität (z. B. Titel, Vorwort), Metatextualität (Kommentierung eines anderen Textes), Hypertextualität (z. B. die Transformation eines Prätextes in eine Parodie) und Architextualität (Gattungsbezüge, Rückgriff auf Gattungsmerkmale).

Die **ontologischen Intertextualitätstheorien** gehen von einem prinzipiellen dialogischen Verhältnis von Texten aus. In Anknüpfung an MICHAEL BACHTINS Theorie der **Dialogizität** ist jede Äußerung im Kontext der permanent verwendeten, dabei gleichsam zitierten und modifizierten Sprache zu betrachten. Entsprechend wird in der **poststrukturalistischen Intertextualitätstheorie** (v.a. JULIA KRISTEVA) die Einheit und Autonomie literarischer Texte in Frage gestellt. Texte haben demnach keinen semantischen Kern, sie verweisen vielmehr auf andere Texte (die ihrerseits wieder auf andere Texte verweisen usw.) und partizipieren an Diskursen. Die Texte werden verbunden durch einen nicht zu greifenden Intertext. Diese Form der Intertextualität ist abgekoppelt vom Autorsubjekt.

Kulturwissenschaftliche Ansätze

Cultural Studies

Die Cultural Studies (Kulturstudien; Sammelbezeichnung) entwickelten sich in den von massiven sozialen, politischen und kulturellen Veränderungen geprägten 1960er Jahren in Großbritannien. Den Anfang machten kulturkritische Arbeiten, die die gesellschaftlichen Veränderungen und ihre Auswirkungen aufarbeiteten.

In der Folge wurden u. a. auch literarische Texte unter kulturkritischen Perspektiven betrachtet, wodurch vermehrt auch subkulturelle Phänomene etwa der **Populärkultur** oder **Minderheitenkultur** in den Blick gerieten. An Literatur werden Kategorien wie Geschlecht, Rasse, ethnische Zugehörigkeit oder soziale Klasse angelegt. Darin äußert sich der prinzipiell **antielitäre** Impetus der Cultural Studies, der das Konzept einer Hochkultur zugunsten einer pluralistischen Kultur ablehnt.

Die theoretischen Wurzeln der Cultural Studies liegen unter anderem in marxistischen Theorien, woran sich u. a. die Prämisse eines Zusammenhangs von Literatur und Gesellschaft anschließt. Ab den 1970er Jahren beeinflussten auch Richtungen wie der Strukturalismus, Poststrukturalismus und die Semiotik die Theorie und Praxis der Cultural Studies.

Die Praxis der Cultural Studies zeichnet sich durch eine breite, realitätsnahe, häufig interdisziplinäre Untersuchung vielfältiger, oft gegenwärtiger Themen aus. Die typische Publikationsform ist der **Reader**, in dem i. d. R. mehrere Texte (oft von unterschiedlichen Verfassern/-innen) zu einem Thema versammelt werden.

Feministische Literaturtheorie

Die feministische Literaturwissenschaft ist aus den linken Studentenbewegungen der späten 1960er Jahre und der Frauenbewegung hervorgegangen, die sich gegen die patriarchalen Gesellschaftsstrukturen und dabei auch gegen die – personelle wie thematische – männliche Dominanz in den Wissenschaften richtete.

Die Auseinandersetzung mit Literatur verschob hier den Fokus hin zu Autorinnen, weiblichen Figuren, weiblichen Themen und Leserinnen. Das Geschlecht wurde als Analysekategorie zugrunde gelegt.

Im Bemühen um einen **Gegenkanon** wurde dezidiert die Geschichte der Literatur von Autorinnen und ihrer Rolle im Literaturmarkt in den Blick genommen: Viele von Frauen verfasste Texte wurden überhaupt erst für die Literaturwissenschaft erschlossen; außerdem wurden Lebens- und Schreibbedingungen von Autorinnen erforscht und weibliche Schreibtraditionen auf eine spezifisch weibliche Ästhetik, ein spezifisch weibliches Schreiben befragt. Es entstanden Frauenliteraturgeschichten, Autorinnen-Lexika und Biographien zu Autorinnen.

Daneben wurden literarische Texte fortan auf **Weiblichkeitsbilder** und die Abbildung patriarchaler Machtstrukturen hin untersucht (u. a. von SILVIA BOVENSCHEN), wodurch beispielsweise die Festschreibung gesellschaftlich verankerter weiblicher Rollenbilder in der Literatur sichtbar wurde. Auch die literarische Gestaltung weiblicher Stereotype und Misogynie wurde in den Blick genommen.

Seit den 1980er Jahren, in denen eine afroamerikanische feministische Literaturwissenschaft entstand, werden auch Aspekte wie Ethnizität, sozialer Status oder sexuelle Orientierung einbezogen. Außerdem sind Einflüsse der Dekonstruktion zu beobachten, die in Richtung der Gender Studies weisen.

Die feministische Forschung arbeitet oft **interdisziplinär** und verbindet u. a. Literaturwissenschaft, Linguistik, Psychoanalyse, Kulturtheorie und Soziologie.

Gender Studies

Die sozial- und kulturwissenschaftlich ausgerichteten Gender Studies gingen aus der Verbindung von feministischer Literaturwissenschaft, Poststrukturalismus und Dekonstruktion hervor und etablierten sich ab den 1980er Jahren zunehmend als Forschungsrichtung. Sie zeichnen sich durch einen Methodenpluralismus aus, der sich wiederum auch in der Literaturwissenschaft produktiv nutzen lässt.

Im Unterschied zu feministischen Ansätzen geht es den Gender Studies nicht primär um die Frau und die Weiblichkeit oder eine Kritik an der männlichen Dominanz. Grundlegend ist nicht die Opposition von Männlichkeit und Weiblichkeit, sondern die Unterscheidung zwischen dem biologischen Geschlecht (*sex*) und dem sozialen Geschlecht (*gender*). Das Geschlecht im Sinne von *gender* wird als veränderliches soziales Konstrukt angesehen, nicht als naturgegeben. Mittlerweile wird auch die Existenz eines biologischen Geschlechts bezweifelt (JUDITH BUTLER).

Im Sinne der Dekonstruktion wird die binäre Geschlechterordnung nach männlich/weiblich, die weitere Differenzierungen nicht zulässt, in Frage gestellt. Die Praxis einer genderorientierten Literaturwissenschaft besteht dementsprechend darin, Texte und ihre Rezeption daraufhin zu untersuchen, ob und wie Männlichkeit und Weiblichkeit im Diskurs der Literatur konstruiert, dekonstruiert oder rekonstruiert werden oder auch inwiefern sich weiblich und männlich kodierte Signifikate auflösen und weitere Differenzen finden in Abkehr von der tradierten Vorstellung homogener Geschlechtlichkeit (Weiblichkeit und Männlichkeit werden als homogene Größen angesehen, Heterogenität wird von dieser binären Kodierung ausgeschlossen).

New Historicism

Seine theoretischen und methodischen **Wurzeln** hat der in den 1980er Jahren in den USA entwickelte New Historicism in der Diskursanalyse nach FOUCAULT und im Cultural Materialism. Wie diese Ansätze geht er von einer nicht-autonomen Literatur aus, die in die gesellschaftliche Realität eingebunden ist und aktiv an diskursiven Praktiken partizipiert.

Die Methode des New Historicism besteht u. a. in der Lektürepraxis des **close reading** (jedoch nicht textimmanent, sondern mit Blick auf die Einschreibungen verschiedener Diskurse) und in der Interpretationspraxis der dichten Beschreibung (**thick description**).

Kanonisierte Literatur wird mitunter im Zusammenhang mit Alltags- und Gebrauchstexten (juristischen Akten, Tagebüchern, Zeitungsartikeln, religiösen Schriften etc.) gelesen (→ erweiterter Literaturbegriff).

Kritisiert wurde der New Historicism – wie schon die Diskursanalyse – für die zu geringe Würdigung von Literarizität, außerdem für die teils willkürlich erscheinende Auswahl im Kontrast oder Nebeneinander betrachteter Texte.

Der namhafteste Vertreter des New Historicism ist **STEPHEN GREENBLATT**.

Diskursanalyse

Als **Diskurs** (frz. *discours*, lat. *discursus* = das Umherlaufen, Sich-Ergehen; urspr. Gespräch, Konversation u.ä.) wird nach **MICHEL FOUCAULT** (1926-1984) eine zusammengehörende Menge von Aussagen (nicht von Ausgesagtem) bezeichnet; sämtliche Diskurse einer Epoche bilden ein **Archiv**.

Diskurse sind **Ordnungen des Denkens, Redens, Wissens**; sie können z. B. nach Oppositionen wie normal/anormal, vernünftig/wahnsinnig oder männlich/weiblich strukturiert sein. Damit werden soziale Gegenstände erst produziert, Zugehörigkeiten und Funktionalitäten markiert, aber auch Ausschlüsse vorgenommen. Diskurse regeln, *wie* über etwas gesprochen wird (in welchen Äußerungszusammenhängen, mit welchen Rederoutinen usw.). Was sich Diskurskategorien entzieht, wird nicht besprochen und somit ausgegrenzt. Entsprechend determinieren Diskurse das Verständnis von etwas. Ein bestimmtes Wissen oder Verständnis ist nicht natürlicherweise gegeben, sondern sprachlich bzw. i.w.S. diskursiv konstituiert und vermittelt. Das stellt grundsätzlich die Gewissheit von Wissen und Erkenntnissen in Frage. Wissen ist das Ergebnis einer komplexen diskursiven Praxis der Wissensakkumulation, -regulierung und -verarbeitung durch maßgebende Institutionen oder Sprecher auf der Grundlage von Sprachregelungen. Auch das als individuell vorgestellte Subjekt ist nur Produkt von Diskursen.

Die Diskursanalyse hat methodisch in der Literaturwissenschaft prinzipiell zwei Richtungen genommen: die Erforschung von Diskursen, in die sich literarische Texte einordnen lassen, und die auf der Erforschung von Diskursen fußende Textuntersuchung (z. B. hinsichtlich der Thematisierung des Wahnsinns in der Literatur). Der Fokus richtet sich also vorrangig auf Kontexte oder liest Texte von Kontexten her.

Die Diskurstheorie hat verschiedene **Konsequenzen für die Literaturwissenschaft** – sowohl für den Literaturbegriff als auch für die literaturwissenschaftliche Methodik. Literarische Texte werden nicht als autonome Gebilde wahrgenommen, sondern als **von Diskursen determiniert** oder auch von Machtstrukturen geprägt (Institutionen wie Literaturkritik/Feuilleton, Preis-/Stipendiensystem, Zensur etc.). Sie werden entsprechend auf ihre Teilhabe an Diskursen bzw. Diskursformationen sowie auf in ihnen erkennbare Diskurselemente und -praktiken (also nicht mehr auf z. B. abgebildete Realität) hin untersucht.

Der Autor existiert nur noch als historische **Autorfunktion** – ein Konstrukt, dem man Texte zuschreibt und mit dem diskursives Material geordnet und verbreitet wird. Damit werden auch die Idee der **Intention** und der **Werkbegriff** in Frage gestellt: Texte gelten nicht mehr als genuin vom (genialischen) Autor verantwortete Werke. Auch bei **Lesern** wird davon ausgegangen, dass ihr Verständnis von Literatur und ihr Reden darüber von Diskursen geprägt ist. Daneben ist die **Literaturgeschichtsschreibung** zu relativieren, da auch hier diskursive Verfahren der Auswahl und des Ausschlusses ablaufen.

Literatur firmiert im Rahmen der Diskurstheorien als **Spezialdiskurs** mit eigenen Regeln. Zugleich wird sie als **Interdiskurs** (u. a. **JÜRGEN LINK**) aufgefasst, indem sie zu anderen Diskursen analoge Aussageverfahren aufweist, diskursübergreifende Gegenstände mitverhandelt (z. B. Sexualität) oder auf ihr zugleich eigene *und* diskursübergreifend gebrauchte Elemente (z. B. Metaphern, Kollektivsymbole, Mythen usw.) rekurriert. So in den literarischen Diskurs hineingekreuzte in anderen Diskursen virulente Positionen können dabei verstärkt, aufgelöst oder unterlaufen werden. Als Sonderfall der Interdiskursivität kann die Intertextualität betrachtet werden.

Sozialgeschichtliche und literatursoziologische Ansätze

Im Zuge der Studentenbewegung und gesellschaftspolitischen Veränderungen Ende der 1960er Jahre wandelte sich auch die germanistische Literaturwissenschaft. An die Stelle des seit Ende des Krieges dominierenden Paradigmas der werkimmanenten Interpretation traten zunehmend Ansätze, die Literatur im Zusammenhang mit gesellschaftlichen (politischen, ökonomischen, sozialen) Entwicklungen – als deren Produkt und Ausdruck – betrachteten. Die sozialgeschichtliche Einbettung von Literatur geht nicht von einer Autonomie der Literatur aus, sondern verortet Literatur im kulturellen und sozialen Kontext.

Im Sinne einer **Sozialgeschichte der Literatur** werden literarische Texte in ihren Bezügen zur Gesellschaftsgeschichte analysiert – sowohl inhaltlich/thematisch als auch formal.

Unter stärker soziologischer Perspektive werden im Rahmen sozialgeschichtlicher Literaturforschung auch die Bedingungen untersucht, unter denen Literatur entsteht und verbreitet, gelesen/rezipiert, gebraucht, verarbeitet wurde oder wird. Hier können z. B. Entwicklungen des Buchmarkts oder der Lesekultur, das Verhältnis von Literatur und anderen Medien von Interesse sein, außerdem Aspekte wie Mäzenatentum, die Etablierung des freien Schriftstellers, das Urheberrecht, die sich verändernde Rolle des Autors und der Kunst in der Gesellschaft (z. B. peripher, didaktisch, als Korrektiv), die soziale Herkunft von Autoren/-innen usw.

Die Literatur- und Lesersozio­logie stellt das **Lesepublikum** in den Mittelpunkt ihrer Untersuchungen, erhebt also z. B. die Zusammensetzung von Lesergruppen, die soziale Herkunft von Lesern/-innen, ihre Lesesozialisation, Orte und Milieus der Rezeption, Formen und Gründe von Lektüren.

Rezeptionsgeschichte und Rezeptionsästhetik („Konstanzer Schule“)

Mit seiner 1967 in Konstanz gehaltenen Antrittsvorlesung *Literaturgeschichte als Provokation der Literaturwissenschaft* rückte **HANS ROBERT JAUß** – im Gegensatz etwa zur werkimmanenten Interpretation und Produktionsästhetik – den **Leser** literarischer Texte in den Mittelpunkt literaturwissenschaftlicher Untersuchungen.

JAUß' Ansatz umfasst zwei Dimensionen: die **historische** Dimension der Rezeptionstradition bzw. Rezeptionsüberlieferung und die **hermeneutische** Dimension einer aus dem jeweiligen Text und seiner Rezeptionsgeschichte ableitbaren Interpretation. Damit bleibt er zwar dem hermeneutischen Paradigma, das Texten einen aus ihnen erschließbaren Sinn unterstellt, verhaftet, suspendiert aber die Idee eines überzeitlich stabilen Textsinns zugunsten der Annahme eines vielfältigen Bedeutungspotenzials, das zu immer neuen Lesarten führen kann.

Es geht dabei nicht um die Rekonstruktion oder den Nachvollzug tatsächlicher Rezeptionen von konkreten Lesern, sondern vielmehr um die Aufdeckung des Bedeutungspotenzials eines Textes. Es wird also keine Psychologisierung oder Subjektivierung des Lesens betrieben. Als Beispiele für Rezeptionen werden aber durchaus dokumentierte Rezeptionen von Lesern, Äußerungen von Literaturkritikern oder literarische Texte, die erkennbar Merkmale zuvor produzierter Texte aufgreifen, berücksichtigt.

Ausgehend von Rezeptionstraditionen eines Textes sowie von dessen formalen und thematischen Merkmalen werden vom individuellen Verstehen einzelner Leser abstrahierte **Erwartungshorizonte** (ein ursprünglich soziologischer Begriff nach KARL MANNHEIM) konstruiert. Erwartungshorizonte sind vom Leser projizierte **Voran-**

nahmen zu einem literarischen Text. Vorannahmen oder Deutungsmuster von Rezipienten können beispielsweise hervorgerufen werden

- durch Gattungsbezeichnungen (z. B. Kriminalroman) und die damit verbundene Kenntnis von Gattungsnormen bzw. virulenten Gattungspoetiken;
- durch erkennbare Bezüge zu anderen Texten und zu Stofftraditionen, die einen literarhistorischen Kontext und die daran geknüpften ästhetischen Erfahrungen bzw. Kenntnisse von Autoren/-innen und Lesern/-innen aufrufen;
- durch allgemeine literarische Konventionen;
- durch politisch-gesellschaftliche Bedingungen.

Die Rekonstruktion der historischen Rezeption literarischer Texte schließt sowohl eine **synchrone Perspektive** auf spezifische ästhetische Kontexte des Verstehens als auch eine **diachrone Perspektive** auf den Wandel ästhetischer Normen ein. Mit Blick auf den historischen Wandel von ästhetischen Normen und von Kanones sowie auf literarhistorische Innovationen sind Durchbrechungen des Erwartungshorizonts, in deren Folge dieser sich verschieben kann, von besonderem Interesse. Hierbei wird von rezeptionslenkenden Merkmalen wie z. B. Gattungsbezeichnungen ausgegangen und in den Blick genommen, inwiefern sich in einem Text eine Abweichung oder Modifizierung von mit der Gattungsbezeichnung verknüpften impliziten Gattungsregeln findet. Dabei wird neben den Innovationen auch weiteres Bedeutungspotenzial eines Textes freigelegt.

Die Rekonstruktion der Rezeptionsgeschichte eines Textes dient also keineswegs der Verfestigung von Textdeutungen. Dies widerspräche auch JAUB' normativer Vorstellung, die den **Kunstcharakter** eines Textes gerade daran bindet, dass er Lektüren ermöglicht, die immer wieder auch gewandelte Erwartungshorizonte durchbrechen. Gelingt dies nicht und findet nur noch eine **kulinarische Lektüre** statt, durch die Leserwartungen bestätigt werden, verliert der Text seinen Kunstcharakter.

Eine stärker textanalytische und damit rezeptionsästhetische Ausrichtung erhielt JAUB' Ansatz durch WOLFGANG ISERS Arbeiten zur **Wirkungsästhetik** (u. a. *Die Appellstruktur der Texte* [Antrittsvorlesung in Konstanz 1969]; *Der Akt des Lesens* [1976]). Hier werden strukturelle Elemente von fiktionalen Texten auf ihre denkbare Wirkung auf den Leser und dessen Lektüre hin betrachtet.

Ein literarischer Text zeichnet sich demnach durch Merkmale aus, die den Leser dazu auffordern, aktiv Sinn zu konstituieren (**Appellstruktur** durch Konkretisationsangebote). So weist ein Text sog. **Unbestimmtheitsstellen** – semantische Lücken, die in der Rezeption gefüllt bzw. konkretisiert werden – auf: Darunter fallen Unbestimmtheitsstellen im Sinne ROMAN INGARDENS (u. a. *Das literarische Kunstwerk* [1931]), d. h. Aussparungen spezifischer Eigenschaften von im Text entworfenen Gegenständen, Figuren oder Situationen, die der Leser nach seinen eigenen Vorstellungen konkretisiert. Eine weitere Variante sind die sog. **Leerstellen**, die es nicht beliebig, sondern durch die Verknüpfung aufeinander beziehbarer Textelemente zu füllen gilt. Ein dritter Typ von Unbestimmtheit nach ISER ist die **Negation**, bei der ein Text eine vom Rezipienten vorausgesetzte Norm nicht erfüllt oder ein entsprechendes Muster (z. B. einer Gattung) entgegen der Erwartung überhaupt nicht entfaltet.

Diese Wirkungsstrukturen literarischer Texte werden auf ein Lesersmodell projiziert – den sog. **impliziten Leser**. Dieser stellt ein reines Konstrukt dar, das weder einen realen Leser noch auch nur einen Lesertypus beschreibt, sondern die von den Strukturen des Textes abhängige und damit textadäquate Rezeption repräsentiert. Dabei wird jedoch nicht von einer in allen Aspekten vom Text vorgegebenen Lektüre, sondern von einem prinzipiell vielfältigen **Konkretisations- bzw. Aktualisierungspotenzial** ausgegangen.

Empirische Rezeptionsforschung

Seit den 1980er Jahren sind die auf der Prämisse eines im Text verankerten Sinns oder Sinnpotenzials basierenden rezeptionsgeschichtlichen und rezeptionsästhetischen Ansätze allmählich durch die empirische und die sozialhistorische Rezeptionsforschung verdrängt worden.

Mit dem Bemühen um eine stärkere **Verwissenschaftlichung** durch z. B. exaktere Begriffe oder die Zielsetzung, widerspruchsfreie und überprüfbare wissenschaftliche Aussagen zu generieren, trat in den 1970er Jahren die **Empirische Literaturwissenschaft** an. Bei der Untersuchung der Rezeption, Produktion, Vermittlung und Verarbeitung von Literatur geht sie empirisch vor (etwa nach Methoden der empirischen Sozialforschung).

So untersucht die empirische Rezeptionsforschung etwa das **Rezeptionsverhalten realer Leser/-innen**. D. h., es werden u. a. empirische Leserbefragungen durchgeführt – z. B. in Form von Protokollen, Fragebögen, Interviews, Einsetzübungen (*Cloze-Procedure*), freier Assoziation, Paraphrasierungen oder Textzusammenfassungen. Auf dieser Grundlage werden beispielsweise subjektive Abweichungen des Textverstehens von im Text gegebenen Informationen sichtbar, die man in sog. **Konkretisationsamplituden** darstellen kann und von denen auf die Art und Weise der Verarbeitung von Textinformationen geschlossen werden kann (→ **rezeptionspsychologischer** Ansatz [v.a. **NORBERT GROEBEN**]). Dabei werden auch individuelle Vorbedingungen von Rezeption – z. B. Geschlecht, Alter, Bildungsgrad – mit einbezogen (und befragte Leser/-innen entsprechend gruppiert).

SIEGFRIED J. SCHMIDT gab in den 1980er Jahren der Empirischen Literaturwissenschaft eine verstärkt handlungstheoretische Ausrichtung. Lektüre bedeutet hier nicht die Ermittlung eines Textsinns, sondern führt zu **Kommunikaten**, also Sinnkonstrukten, die aber nicht einen dem Text innewohnenden Sinn erschließen. Der Untersuchungsgegenstand ist nicht mehr der Text und ein ihm unterstellter Sinn, sondern die Kommunikation über den Text.

Von der ästhetischen Qualität von Texten sieht die empirische Rezeptionsforschung weitgehend ab und nimmt stattdessen die Textrezeption als reine Sinnkonstruktion (und nicht als Aktualisierung eines dem Text inhärenten Sinnpotenzials) sowie in ihrer kommunikativen Funktion in den Blick.

Literaturhinweise

- Baasner, Rainer u. Maria Zens: Methoden und Modelle der Literaturwissenschaft. Eine Einführung. 3., überarb. und erw. Aufl. Berlin: Schmidt 2005.
- Eagleton, Terry: Einführung in die Literaturtheorie. 4., erw. u. aktual. Aufl. Aus dem Engl. von Elfi Bettinger u. Elke Hentschel. Stuttgart/Weimar: Metzler 1997 (= sm 246).
- Grundzüge der Literaturwissenschaft. Hg. von Heinz Ludwig Arnold u. Heinrich Detering. Neuauf. München: dtv 1999.
- Jahraus, Oliver: Literaturtheorie. Theoretische und methodische Grundlagen der Literaturwissenschaft. Tübingen/Basel: Francke 2004 (= UTB 2587).
- Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie. Ansätze – Personen – Grundbegriffe. 3., aktualis. u. erw. Aufl. Hg. von Ansgar Nünning. Stuttgart/Weimar: Metzler 2004.